Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 132 Bromberg, den 25. Dezember 1924.

Weihnacht.

Die Welt wird kalt, die Welt wird stumm,
Der Wintertod geht schweigend um;
Er zieht das Leilach weiß und dicht
Der Erde übers Angesicht —
Schlafe — schlafe.

Du breitgewölbte Erdenbrust,
Du Stätte aller Lebensluft,
Hast Duft genug im Lenz gesprüht,
Im Sommer heiß genug geglüht,
Nun komme ich, nun bist du mein,
Gefesselt nun im engen Schrein —
Schlafe — schlafe.

Die Winternacht hängt schwarz und schwer,
Ihr Mantel fegt die Erde leer,
Die Erde wird ein schweigend Grab,
Ein Ton geht zitternd auf und ab!
Sterben — sterben.

Da horch — im totenstillen Wald
Was für ein süßer Ton erschallt?
Da sieh — in tiefer, dunkler Nacht
Was für ein süßes Licht erwacht?

Als wie von Kinderlippen klingt's,
Von Ast zu Ast wie Flammen springt's,
Vom Himmel kommt's wie Engelsang,
Ein Flöten- und Schalmeienklang,
Weihnacht! Weihnacht!

Und siehe — welch ein Wundertraum:
Es wird lebendig Baum an Baum,
Der Wald steht auf, der ganze Hain
Zieht wandelnd in die Stadt hinein;
Mit grünen Zweigen pocht es an;
Tut auf, die sel'ge Zeit begann,
Weihnacht! Weihnacht!

Da gehen Tür und Tore auf,
Da kommt der Kinder Jubelhauf,
Aus Türen und aus Fenstern bricht
Der Kerzen warmes Lebenslicht.
Bezwungen ist die tote Nacht,
Zum Leben ist die Lieb' erwacht,
Der alte Gott blickt lächelnd drein,
Des laßt uns froh und fröhlich sein!
Weihnacht! Weihnacht!

Ernst von Wildenbruch.

Christnacht.

Es ist ein Fenster in der Stadt,
das heute nicht geschimmert hat
im Glanz von hellen Kerzen.
Die heilige Nacht umblüht das Haus;
verlassen sinnt ein Weib hinaus
und wiegt ihr Kind am Herzen.

In Glück und Tränen schläft sie ein;
da rauscht es durch den Mondenschein
auf weißen Flügeln nieder.
Ein Stern bleibt hoch und leuchtend stehn,
und vor den schmalen Scheiben wehn
des Himmels klare Lieder.

Die Mutter lächelt still im Traum;
wie schön klingt durch den armen Raum
von Bethlehem die Weise.
Das Mondlicht malt mit bleicher Hand
ein Kreuzbild an die Kammerwand;
da weint das Kindchen leise.

Franz Langheinrich.

(Aus dem 1924 im Deutschland-Verlag-München erschienenen Band seiner „Gedichte".)

Um den Abend wird es licht sein.

Weihnachtserzählung von Diedrich Speckmann.

Im Altenteilerstübchen eines kleinen Heidehofes sitzt ein greises Menschenpaar, eng an den figurenreichen Fünfplattenofen geschmiegt, in dem vor kurzem die Bäuerin von der Herddiele aus nachgelegt hat. „Nu warmt he all 'n bäten wedder dör", sagte der alte Mann, während seine bebertige Hand den rauhen Wärmespender dankbar streichelt.

Die Abenddämmerung des kurzen, glanzlosen Dezembertages geht schnell in völlige Nacht über. „Mudder, wenn wi nu ok noch 'n Lucht kriegen künnen .... Wull du 't nich noch mal versöken?" Die alte Frau quält sich in die Höhe und schlurft tastend hinaus. Aber sie kommt mit leeren Händen zurück. „De Fro seggt, wie harrn nix to kieken, und de Petroleum wör wedder 'n Pfennig dürer worrn." Und seufzend läßt sie sich wieder auf ihren Brettstuhl fallen.

Der Hof ist vor Jahren in andere Hände übergegangen. Des Käufers Hoffnung, die an die Stelle geschriebenen Eltern des Vorbesitzers sollten bald das Zeitliche segnen, hat sich als trügerisch erwiesen. Es geht bereits ins neunte Jahr, und noch immer macht das zählebige Paar keine Anstalt, den Hof von der Last seines Unterhalts zu befreien. Stillschweigend sind Bauer und Bäuerin übereingekommen, ihnen das Ausbedungene nach Möglichkeit abzuknappen, und da die beiden Alten friedlichen Gemütes sind und niemanden haben, der auf dem einsamen Hofe zum Rechten sähe, können sie darin ziemlich weit gehen

Der Alte zieht die Füße aus den Holzschuhen und hält sie gegen die sich mehr und mehr erwärmenden Eisenplatten. Seine Gefährtin macht ihm das bald nach. Es ist seit langem so ihre Weise, daß selten einer den anderen etwas allein tun läßt. So sitzen sie wohl eine halbe Stunde, ohne zwei Worte zu wechseln. Worüber soll man auch reden, wenn man den langen lieben Tag in der Stube hockt und nicht das geringste erlebt? ...

Endlich tastet er sich wieder in seine Holzschuhe, und es nimmt ihn wunder, daß sie noch in der alten Stellung verharrt.

„Mudder, slöppst du?"

„Nee." Aus einem Nickerchen aufgeschreckt, tappt sie nun ebenfalls nach ihren Holzschuhen.

„Mudder."

„Wat schall ick?"

„Segg mal, ist hüt nich Dönnerdag?"

„Dat mag woll ..."

„Denn mutt morgen Christabend wän."

„So—o?"

„Jawoll, vörig Jahr füll he up Middewäken ... Rein as 'n Stück Veeh lewt wi in den Dag hinin, wi schöllen uns düchtig wat schamen ..."

„Achjatija, dat magst du woll seggen ..."

Wieder langes Schweigen.

„Mudder!"

„Wat schall ick?"

„Wat meenst du: wenn wi beiden olen Kröpels noch mal nah de Wihnachtskerk streben künnen!"

„Och Minsch, du bist ja woll nich recht klok."

„Nee, Mudder, ick meen dat in vullen Eernst. Wo fein wör dat! Hier bi uns is dat jümmer so stickendüster, dar in de Kerk is dat denn all een Glanz und Herrlichkeit."

„Jea, dat woll ..."

„Wenn use olen Ogen dat noch mal to sehn kregen!"

„Abers Vader, 't is Winterdag ... und de wiede Weg ..."

„Och beste Mudder, is ja man 'ne halwe Stund, und wi künnt uns Tied genog laten. Hest du denn ganz und gar keen Lust?"

„Och ja, dat woll ..."

„Denn in Gotts Namen man to!"

„Wenn du 't mit Gewalt wullt ..."

„Mudder, mal din Hand her, 'n lüttjet Kind kann sick up Wihnachten nich duller freien as ick ole Knast!"

Die Bäuerin bringt das kärgliche Abendbrot herein und stellt eine unbeschirmte Lampe dazu auf den Tisch. Die Augen des alten Knaben plinkern und plieren in das grelle Licht, als sie sich aber daran gewöhnt haben, leuchten sie in stillem, freudigem Glanz. Das Tischgebet spricht er so andächtig wie lange nicht mehr, und immer wieder nötigt er Muttern, tüchtig zuzulangen, damit sie für morgen Kraft sammelt. Als sie längst gesättigt ist, mummeln seine fast zahnlosen Kiefer noch immer fort, und mummeln so lange, bis die letzte Brotrinde und die letzte Faser des zähen Rauchfleisches verschwunden ist. Dann begibt man sich bald zur Ruhe. Beim Auskleiden und beim Einsteigen in die Butze leistet einer dem anderen treulich Hilfe. Als sie das schwere Bett über sich gezogen haben, schmiegt er sich etwas näher heran und flüstert: „Deern, Deern, morgen!" „Nu begriep di man, Junge", sagt sie und gibt ihm einen kleinen Puff. — „Deern" und „Junge" haben die beiden sich wohl seit einem Jahrzehnt nicht mehr genannt. — — —

Am nächsten Tage macht das stümperige Pilgerpaar sich bald nach dem Mittagbrot auf den Weg. Er steckt in dem graugrün verschossenen Abendmahlsrock, trägt auf dem Kopf einen riesigen rauhhaarigen Zylinderhut, in der rechten Hand seinen Eichenstock, in der linken die Windlaterne für den dunklen Rückweg, während er mit dem linken Arm einen altväterischen Schirm an sich drückt. Denn der Himmel macht ein Gesicht, als wollte er noch Schnee oder Regen zum Fest bescheren. Sie hat sich mit Rock und Schultertuch, die beide stark ins Braune spielen, feiertäglich gemacht; das greise Haar bedeckt eine silbergestickte Kappe mit zerknittertem weißen Strich, die Hand hält das Gesangbuch und darüber ein sauber gefaltetes Taschentuch. Vater hat zwar gemeint, sie solle das dicke Buch nur zu Hause lassen, die Weihnachtslieder könne sie ja doch alle auswendig. Aber da hat sie den Kopf geschüttelt. Ohne Gesangbuch und Taschentuch würde ihr gar nicht sein, als ob sie zur Kirche ginge.

Da der Hof in einer Talmulde liegt, führt der Weg zunächst aufwärts. Das gibt für die beiden ein böses Stück Arbeit. Immer wieder müssen sie stehen bleiben, um Luft zu schöpfen oder ein Stückchen zu husten. Als sie endlich die Höhe gewonnen haben, machen sie etwas länger Rast und blicken auf das Gehöft im Tale zurück. Da geht ein bitterer Zug über das Gesicht des alten Mannes. Wie hat der Sohn es nur fertig bringen können, den schönen Hof, auf dem der Vater sich steif und müde gequält hat, in wenig Jahren zugrunde zu richten! „De Jung, de böse Jung!" bebt es ihm über die welken Lippen. Und Mutter tut ein paar tiefe Seufzer. Wie mag es ihrem Willem jenseits des großen Wassers gehen? Ob er nicht doch noch mal ein Lebenszeichen von sich gibt?

Die alten Leutchen haben für den Weg, den ein rüstiger Fußgänger in einer halben Stunde zurücklegt, das Dreifache nötig. Aber damit haben sie gerechnet, und als sie im Kirchdorf ankommen, bleibt bis zum Beginn der Christvesper noch eine gute Stunde. Sie begeben sich sogleich auf den Friedhof, zwischen dessen Gräberreihen sie dann langsam hin und her pilgern. Zuweilen bleiben sie stehen und gedenken eines Jugendgefährten, der zu ihren Füßen unter dem grauen Rasen schläft. Fast alle, die mit ihnen jung gewesen sind, hat man hier schon zur Ruhe gebettet. Zuletzt machen sie vor einem Rechteck halt, das als Erbbegräbnis zu ihrem einstigen Hofe gehört. Das Recht an diesem Fleckchen Erde ist ihnen in der Verschreibung ausdrücklich vorbehalten worden. „'n feinen Platz ton Utrauhen, Mudder." — „Jea, wenn ener man erst so wied wör ..." — „Kummt alles, min beste Kind, kummt alles."

Nun haben sie aber doch ein Verlangen, erst einmal von den Füßen zu kommen, und treten in das hohe, hallende Gotteshaus ein, das noch ganz menschenleer ist. Der großmächtige Kanonenofen bullert gewaltig und glüht vor Eifer, den weiten Raum zu durchwärmen. Dessen Nähe suchen sie, und wohlig zitternd setzen sie die verkümmerten Körper seinen Strahlen aus. Aber er macht es gar zu gut. Bald wenden sie ihm den Rücken und gehen auf den Christbaum zu. Der füllt den Chorraum beinah aus, und der Engelreigen an seiner Spitze berührt fast die Decke. Sie freuen sich des verheißungsvollen Gefunkels in seinen Zweigen und beugen sich zu der Krippe nieder, im Verein mit den

aus Holz geschnitzten frommen Hirten, die vor ihr im gefärbten Moose knien.

Mutter will nunmehr ihrem Kirchenstuhl zustreben. Aber Vater hält sie am Arm fest. Heute abend, wo all die Kinder kommen, setzt jeder sich hin, wo er Lust hat, und da sind auch die Geschlechter nicht so scharf getrennt als sonst. Das setzt er ihr auseinander, und endlich entschließt sie sich, mit ihm die ausgetretene Holztreppe hinaufzuwanken. Im äußersten Winkel, hart an der getünchten Wand, läßt er sie niedersitzen. Es ist der Mannsstand seines Hofes, und der neue Besitzer hat es bis jetzt versäumt, den alten Namen zu löschen. Es umfängt sie hier wie Heimatfrieden, und die Ruhe tut ihren müden Gliedern wohl. Heimelige Stille durchwaltet den geweihten Raum, in dem die Dämmerung ihre Schleier zu weben beginnt.

Aber bald wird es lebendig. Die liebe Jugend kommt angerückt, in Trupps dörferweise. Das stürmt und poltert die Treppen herauf. das schiebt und schubst sich in die Bänke, und bald wogt vor den beiden im Winkel ein Meer unruhiger Köpfe.

Horch, was ist das? Die Posaunen blasen vom Turm das Fest ein. „Mudder, hörst du 't?" Sie nickt, und beide sind für eine Weile ganz Ohr.

Ein Lichtschimmer fällt durch das Dämmerdunkel, die Jugend reckt die Hälse und lehnt sich über die Emporenbrüstung. Da arbeitet auch das alte Pärchen sich an der Lehne der Vorderbank in die Höhe und sieht über die Kinderköpfe hinweg, wie zwei Lichter, das eine an einem Stock befestigt, in dem Baum hin und her wandern, und wo es einen Augenblick geweilt, da bleibt ein Flämmchen zurück, und es blüht auf, lilienweiß und rosenrot, es glitzert silbern und funkelt golden, und hoch oben, dicht unter der Decke, beginnt der Engelreigen sanft zu schweben. „Mudder, so kiek doch!" Und Mutter kuckt, was die alten Augen nur kucken können. Indessen drängen unter dem Geläut der Glocken zu den weitgeöffneten Toren die Menschen herein, in den Sitzreihen pflanzt sich Kopf an Kopf, und das warme Licht, das hell und heller die Hallen durchflutet, läßt viele hundert Augen in freudigem Glanz leuchten. Die beiden Alten, die ihre Vereinsamung manchmal schmerzlich empfunden haben, fühlen sich nach langer Zeit einmal wieder als Glieder einer großen Gemeinschaft, und eine stille, dankbare Freude blüht in ihren gedrückten Herzen auf.

Als die Orgel beginnt, läßt Mutter sich wieder auf die Bank sinken und öffnet ihr Gesangbuch, obgleich ihre schwachen Augen in der dunklen Ecke keinen Buchstaben zu erkennen vermögen. Vater dagegen bleibt aufrecht stehen, macht ein Paar wunderweite Augen und stimmt kräftig mit ein: Dies ist die Nacht, da mir erschienen des großen Gottes Freundlichkeit; das Kind, dem alle Engel dienen, bringt Licht in meine Dunkelheit, und dieses Welt- und Himmelslicht weicht hunderttausend Sonnen nicht. Bei den letzten Worten greift der alte Knabe den Ton viel zu hoch, so daß ein paar dumme Jungens sich umwenden und lachen. Aber davon merkt der Sänger nichts; seine Augen schauen ja in den Abglanz der „hunderttausend Sonnen", der jenseits der Kinderköpfe den Raum durchleuchtet.

Und dann singen die Küsterkinder, dreistimmig, und die Posaunen blasen, allein und mit Orgelbegleitung, und der Pastor liest die messianischen Weissagungen und die Geschichte von der Geburt des Heilandes, und zuletzt hält er eine Predigt, eine ganz kurze nur, aber was hat sie für einen wunderschönen Text! „Mache dich auf und werde licht; denn dein Licht kommt, und die Herrlichkeit des Herrn geht auf über dir." — Die beiden Alten im letzten Winkel der Kirche sind aller Erdennot entrückt und träumen den seligsten Traum. —

Noch einmal erscheinen die blitzblank geputzten Posaunen über der Brüstung der Orgelempore, diesmal, um die Gemeinde hinauszublasen. Unter dem Schieben und Drängen der Jugend, der das Stillsitzen schon viel zu lange gewährt hat, ist die Kirche in wenig Minuten geleert. Unten auf dem Chor machen die Kirchenvorsteher sich schon daran, die Christbaumlichter zu löschen. Da, hinter allem Volk her, tappt und trappt noch etwas die Treppe herunter; einer der Männer sieht hin und macht große Augen. „Nu kiek mal ener an! Ji beiden olen Krunzeler ok hier?" Ein glückliches Lächeln und Nicken ist die Antwort. „Hermann, stick mi mal de Lüchten an!" Die zitterige Hand weist auf den Christbaum. Der Wunsch wird erfüllt. „Kamt man god nah Hus!" — „Dat schall sick woll helpen . . . mit 'n Licht van den Wihnachtsbom . . ."

Draußen ist es stockdunkel. Und richtig hat es angefangen zu schneien; ein kalter Wind bläst über den Kirchhof. Aber bald gewähren die Häuser Schutz, und dann führt der Weg eine gute Weile durch dichten Nadelwald. Der tanzende Schein der Windlaterne zeigt den unsicheren Füßen den Weg.

Was der alte Bursche nur hat? Er, der sonst ziemlich einsilbig ist, schnackt in einem fort, und meist von Dingen, die weit, weit zurückliegen. Er verirrt sich in die Tage der Kinderspiele und der Jugendstreiche, und am liebsten weilt er in der Zeit, da er seiner Anntrin nachstrich und die erste junge Liebe ihm und ihr warm im Herzen saß. „Mudder" nennt er sie heute abend kein einziges Mal, immer „Anntrin" oder „Deern". „Abers Vader!" ruft sie ein paarmal vorwurfsvoll und schüttelt den Kopf, aber im Grunde hört sie ihm ganz gern zu und gnickert manchmal verstohlen vor sich hin.

Der Wald geht zu Ende. Huh, da ist der Wind wieder. Stracks aus Osten kommt er und treibt spitzigen Schnee. Der Alte öffnet den Schirm, um seine Gefährtin zu schützen, doch gegen die Gewalt des Windes vermag er ihn nicht zu halten und muß ihn bald wieder zuklappen. Sie zieht ihr Schultertuch enger um sich, er packt den Stock fester. Ihre Schritte werden kürzer und schleppender, aber tapfer arbeiten die vornüber gebeugten Gestalten sich vorwärts.

Auf einmal bleibt die Greisin stehen, atmet stoßweise. „Vader, ick kann bald nich mehr."

„Deern, min beste Deern, mak mi nich bange . . . man noch 'ne lüttje Vertelstund . . . Kumm, ick help di."

Er legt den Arm um ihre Hüfte und trägt sie halb. „Süh, Deern, 't geiht ganz god . . . hol de Ohren man stief . . . wie sünd bald to Hus . . ."

„Ick kann . . . würklich nich mehr." Sie ist an seiner Seite in die Knie gesunken.

Der Schreck krampft ihm das Herz zusammen. Aber er strafft sich in die Höhe und ruft durch die hohlen Hände: „Hülpe! Hül—pe!"

Ungehört verhallt seine Stimme in der Heideeinsamkeit. Die Kirchleute haben sich heute nicht unterwegs aufgehalten und sind alle längst zu Hause.

„Denn helbt dat nich." Er preßt die Lippen aufeinander, rafft alle Kraft zusammen, hebt die Hingesunkene auf seine Arme. Fast muß er sich wundern, wie leicht sie ist. Die Höhe ist ja nicht mehr fern; bergab wird es noch leichter gehen . . .

Schneidend scharf bläst der Wind über die Hügel, eisiger peitscht der Schnee. Der Greis fühlt seine Kräfte erlahmen, mit keuchendem Atem quält er sich vorwärts . . .

Ein schneeverhüllter Stein läßt ihn stolpern. In schwerem Fall stürzt er zu Boden. Und steht nicht wieder auf. — — —

Am anderen Morgen, auf dem Weg zur Kirche, hat der Bauer die beiden gefunden. Man hatte angenommen, sie wären für die Nacht bei entfernten Verwandten im Kirchdorf eingekehrt, und sich deshalb wegen ihres Ausbleibens nicht beunruhigt.

Als man sich nach dem Begräbnis zur Gedächtnisfeier in der Kirche versammelte, stand der Christbaum noch an seinem Platze, um am Silvesterabend der Gemeinde in das neue Jahr hinüberzuleuchten. Zum Schluß seiner Rede sagte der Pastor, mit der Hand auf ihn hinweisend: „Mit dem Licht von diesem Weihnachtsbaum — so hat einer unserer Kirchenvorsteher mir erzählt — sind unsere alten Freunde in die Nacht hinausgepilgert. Wir alle können nichts Besseres tun, als daß wir uns von der heiligen Weihnacht ein Lichtlein in unseren Seelen anzünden lassen und damit dann wacker in das Dunkel des Lebens hineinschreiten . . . wenn es sein muß, auch in das finstere Tal der Todesschatten. Amen."

Das Vöglein auf dem Weihnachtsbaum.

Ich hatt' ein Vöglein, das war wunderzahm,
Daß es vom Munde mir das Futter nahm.
Es flatterte bei meinem Ruf herbei
Und trieb der muntern Kurzweil vielerlei.
Drum stund das Türchen seines Kerkers auf
Den ganzen Tag zu freiem Flug und Lauf.

Im Käfig war es aus dem Ei geschlüpft,
War nie durch Gras und grünes Laub gehüpft
Und hatte nie den dunklen Wald geschaut,
Wo sein Geschlecht die Nester baut.
Und wie der Winter wieder kam ins Land,
Das Weihnachtsbäumchen in der Stube stand,
Da fand mein schmuckes zahmes Vögelein
Neugierig bald sich in den Zweigen ein.
Wohl trippelt es behutsam erst und scheu
Dem Rätsel zu, so lockend und so neu,
Doch bald war's in dem grünen Reich zu Haus,
Wie prüfend breitet es die Flügel aus:

So freudig stieg und fiel die kleine Brust,
Als schwellte sie der Tannenduft mit Lust.
Und wie er nie vom Käfig noch erklang,
So froh, so schmetternd tönte sein Gesang!

Zum erstenmal, berauscht vom neuen Glück,
Kehrt es zu seinem Hause nicht zurück,
Hart an das Stämmchen duckt es still und klein
Und schlummert in der Dämmrung ein.

Und sinnend sah ich lang des Lieblings Ruh,
Wie erst dem Spiel, dem zierlich heiteren zu . . .
Als durch des Vogels Leib mit einemmal
Ein seltsam Zittern wunderbar sich stahl;
Das Köpfchen mit dem Fittig zugetan,
Fing es geheim und süß zu zwitschern an:
. . . Im Traum geschah's . . und Wald und Waldeswehn
Schien ahnungsvoll durch diesen Traum zu gehn.

. . . Und seltsam überkam's mich bei dem Laut!
Was nie das Tierchen lebend noch geschaut,
Des freien Waldes freie Herrlichkeit,
Nun lag es offen da vor ihm und weit . . .
Mich aber mahnt es einer andern Welt,
Und mancher Frage, zweifelnd oft gestellt,
Und dieses Leben dünchte mir ein Traum,
Wie der des Vögleins auf dem Weihnachtsbaum!

Hermann Schmid.

Die zwölf Nächte der Wintersonnenwende.

Als der Zeitpunkt, in welchem die Sonne ihre niedersteigende Bahn verläßt und umkehrt, um einen neuen Jahresreigen zu führen, gilt im Volksglauben die Nacht vom 24. zum 25. Dezember, das Geburtsfest der Sonne, die Mutternacht, Christnacht, Weihnacht. An diese Nacht schlossen sich ursprünglich die „Zwölf Hilligen Tage", oder eigentlich, da die alten Germanen nach Nächten rechneten, die „Zwölf Heiligen Nächte" so an, daß sechs vorausgingen und sechs folgten. Jetzt versteht man zumeist unter den Zwölfnächten die Zeit vom Heiligen Abend bis zum Dreikönigstag. Bei unseren Altvorderen galt die Zeitspanne der Zwölfnächte als heilig, als die eigentliche Zeit des Waltens übernatürlicher Mächte, als jene Zeit, in welcher der Mensch an das Schicksal eine Frage frei hatte und, wer die Frage richtig gestellt, auf Antwort hoffen durfte. Der Wind in der Weihnacht, das Reden der Tiere im Stalle, die Stellung der Christbaumzweige — alles dies und mehr gab den Menschen nach dem Volksglauben Winke über die Zukunft, über sein und der Seinen Schicksal.

Die alten Germanen warfen, um die Zukunft und der Götter Willen zu erforschen, Buchenstäbchen auf ein weißes Tuch, deuteten die Runen, welche an den Stäbchen gebildet wurden, auf bestimmte Worte, die Priester vereinigten die Worte zu Sätzen, zu Orakelsprüchen. Was einst blutiger Ernst war, und über Krieg und Frieden, Leben und Tod, über das Schicksal ganzer Stämme und Völker entschied, ist im Laufe der eilenden Zeit zum harmlosen Spiel geworden. Eine ganze Reihe solcher Spiele lebt im Volke und wird namentlich in den Zwölfnächten mit viel Ernst getrieben.

Heilig war den alten Deutschen der Apfelbaum. Weil er auf Göttergebot von keinem Blitz, auch nicht vom Hammer Donars getroffen werden durfte, pflanzte man ihn zum Schutze gegen Blitzgefahr so nahe an die Wohnungen, daß seine Zweige diese beschatteten. Da nun nach dem Glauben der alten Germanen selbst die Götter und die Walhallabewohner sich durch den Genuß des Apfels erquickten, so ist es verständlich, daß der Frucht eines so beliebten Baumes Wunder- und Weissagungskräfte beigelegt wurden. Der Glaube an diese übernatürlichen Kräfte des Apfels fand in weitgehendster Weise Verbreitung und wirkt sich heute noch zum Teil in Spielen, zum Teil im Aberglauben aus.

Wer in der Weihnacht dreimal stillschweigend mit einem Apfel die Warzen bestreicht und diesen dann unter die Traufe legt, der sieht seine Warzen in dem Maße schwinden, wie der Apfel verwest. Wer am Neujahrstag Äpfel ißt, soll ebensoviele Geschwüre bekommen, als er Äpfel verspeiste. Brautleute befragen am Heiligabend das Apfelorakel wie folgt: mit den Schalen der Äpfel wird über den Kopf nach der Tür geworfen, die entstehenden Figuren der niedergefallenen Schalen sind für die Zukunft vorbedeutend. Die Form eines Lotes bedeutet ein langes, frohes Leben, in einer Linie gelegen, weissagt diese Geißel und Unfrieden und kurzes Leben; die enggeringelte Schale des Bräutigams weist auf Glück, die schlaffgedehnt liegende auf Unheil hin. Ein anderes Spiel: Von einem Apfel wird die Schale so vorsichtig abgetrennt, daß sie ganz erhalten bleibt; die Mädchen werfen nun die Schalen rückwärts über ihren Kopf, der Buchstabe, den die Schale beim Niederfallen auf den Erdboden bildet, ist der Anfangsbuchstabe vom Namen des zukünftigen Gatten.

Durch das ganze Germanentum geht auch der Glaube an weissagende Tiere, namentlich der Haustiere, deren Instinkthandlungen die Bedeutung von Fingerzeigen haben, welche das Schicksal gibt. Wollen die Mädchen wissen, welche von ihnen zuerst Braut wird, so greifen sie einen Gänserich, binden ihm die Augen zu, an den Händen gefaßt im Kreise marschieren sie, ein Liedlein singend, um das taumelnde Tier, und diejenige, die zuerst von ihm gepackt wird, bekommt zuerst einen Mann. Auch der Haushund tritt als Künder auf. Kleine Kuchen werden gebacken, reichlich mit Fett bestrichen und auf ein Brett gelegt. Nachdem jedes Mädchen einen Kuchen mit einem besonderen Abzeichen versehen hat, wird Hektor oder Waldine zum Schmause geladen. Da der Hund kraft der heiligen Zeit ganz genau weiß, welches Mädchen zuerst Braut wird, so genügt ein Blick auf die lockende Kuchenreihe, welcher Kuchen der Glücklichen gehört und er erbarmt sich zuerst über diesen.

Ein weiteres Weissagespiel ist das schwimmende Kerzchen. Eine geräumige Schüssel mit reinem Quellwasser kommt auf den Tisch; jedes Mädchen macht für sich ein kleines Wachslichtchen auf einer kleinen Wachsscheibe fest, alle Kerzchen werden auf das Wasser gesetzt, so daß keins den Rand der Schüssel berührt und zugleich angezündet. Wessen Kerzchen zuerst umschlägt, deren Herzchen ist zuerst verfallen, der Werber naht.

Das Bleigießen in der Silvesternacht, das die reichhaltigsten Aufschlüsse über die eigene Zukunft gibt, ist so allgemein verbreitet und bekannt, daß es keiner weiteren Erörterung bedarf. Vergessen darf aber nicht werden, daß das geschmolzene Blei nur dann richtig kündet, wenn es durch einen Erbschlüssel ins Wasser gegossen wird.

Ist die Antwort auf die Frage, ob im neuen Jahre Hochzeit sein wird, glücklich bejahend ausgefallen, so gibt es auch Mittel festzustellen, ob der Bräutigam krumm oder gerade, schön oder häßlich sein wird. In der Neujahrsnacht, zwischen Zwölf und Eins geht das Mädchen in den Holzstall, zieht mit abgewandtem Gesicht auf Geratewohl, schweigend und unbeschrien, einen Scheit aus dem Holzstoß; ist dieses schlank und gerade gebaut, so ist auch der zukünftige Mann von solcher Gestalt; ist es kurz und dick, so wird der Mann weder ein Riese noch schmächtig sein; ist es ästig, so dürfte ihm ein Fehler anhaften. Eine andere Weise: das Mädchen rafft zur selben Stunde einen Arm voll Scheite zusammen, ist es eine gerade Zahl, so gibt es einen gut gewachsenen Mann, andernfalls einen krummen.

Mögen die Orakel der Zwölfnächte jedem die liebsten Wünsche verheißen, das neue Jahr übernimmt hoffentlich die Erfüllung! A. L.

Rauhreif vor Weihnachten.

Von Anna Ritter.

Das Christkind ist durch den Wald gegangen,
sein Schleier blieb an den Zweigen hangen,
da fror er fest in der Winterluft
und glänzt heut' Morgen wie lauter Duft.

Ich gehe still durch des Christkinds Garten,
im Herzen regt sich ein süß Erwarten:
Ist schon die Erde so reich bedacht,
was hat es mir da erst mitgebracht!

Lustige Rundschau

Der Verrückte. Ein Schatten lag diesmal über den Weihnachtsfreuden der Familie Pantzer. „Ach, unser guter Vetter Moritz!" klagte Frau Pantzer, „wenn ich denke, wie glücklich er vorige Weihnachten in unserer Mitte gewesen ist! Und wie reich er uns beschenkt hat. Du hast die Krawattennadel gekriegt, Hugo, mit dem großen Brillanten, und Kurt die goldene Uhr, und Felix das Motorrad, und Lieschen, weil sie doch Klavierstunde bekommen sollte, den Flügel, und ich gar die wundervolle Perlenkette, — das muß ja alles zusammen ein Vermögen gekostet haben. Und nun diese schreckliche Veränderung! Nun sitzt der gute Vetter Moritz in dieser entsetzlichen Irrenanstalt und weiß nichts von Weihnachtsfreude und — —" Beruhigend unterbrach Herr Pantzer die Gattin: „Aber es ist ja nicht so schlimm! Der Arzt sagt doch, in ein paar Monaten wird Moritz wieder 'raus können." — „Das wäre ja ein Glück. Und dann haben wir ihn nächste Weihnachten wieder bei uns." Frau Pantzers Augen begannen zu glänzen. „Ob er uns dann wieder so viel schenken wird?" — Hugo Pantzer zuckte die Achseln. „Ja, das kommt darauf an, wie weit sie ihn kurieren. Wenn er noch 'n bißchen verrückt bleibt — — —?"

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.